Pergamon

mit einem Rückblick auf die deutsche Altertumsforschung im 19. Jahrhundert.

(Vortrag im Westfälischen Provinzial-Verein für Wissenschaft und Kunst am 8. Januar 1900 gehalten von Dr. Carl Schuchhardt.)

Wenn auch für den Mathematiker das 19. Jahrhundert sich erst vollendet am letzten December 1900, so wirkt doch auf unser Gefühl der Moment am stärksten, wo wir statt 18 Hundert zum ersten Male 19 Hundert schreiben. Und da es für das Feiern weit weniger darauf ankommt, wann es geschieht als dass es geschieht, dass man eine wenn auch äusserliche Gelegenheit benutzt zu innerer Einkehr und ideeller Förderung, so darf der heutige Vortrag sich wohl erlauben, einen Rückblick zu werfen auf die verflossenen hundert Jahre, auf die Entwicklung eines wichtigen Zweiges der deutschen Wissenschaft während dieser Zeit.

Wenn wir dabei dem Beispiel folgen, das die mannigfachen Betrachtungen der letzten Wochen gegeben haben, indem sie sich bemühten, den abgelaufenen Zeitraum durch ein Schlagwort zu charakterisieren als das Jahrhundert der Technik, des Dampfes und der Elektricität oder des Jahrhunderts, wo deutsches Denken und Dichten sich in Handeln umsetzte, so haben wir es für die Archäologie leicht. Wir werden das 19. ohne Besinnen das Jahrhundert der Ausgrabungen nennen.

Denn so viel fleissige und fruchtbare Arbeit auch nach wie vor die Gelehrtenstube geliefert hat, die grossen Lichter sind diesmal doch draussen im Freien aufgegangen, diejenigen, welche uns ganze Kulturperioden zum ersten Male erleuchtet haben oder zwischen schon bekannten uns zum ersten Male die Verbindungswege und Brücken gezeigt haben.

Mannigfache allgemeine, materielle und ideelle Kräfte haben zu solchem Erfolge die Basis und die Triebkraft geliefert: die eminente Vermehrung unserer Verkehrsmittel, die politische Erstarkung Deutschlands, der Wohlstand privater und der Hochsinn fürstlicher Persönlichkeiten.

Als das Jahrhundert begann, war Deutschland an der Erforschung der Stätten der antiken Kultur gänzlich unbeteiligt. Frankreich und England teilten sich darin.

Napoleon I., der auf jedem Gebiete, das er betrat, seine tiefe Spur zurückliess, brachte durch seinen ägyptischen Feldzug die ägyptische Forschung in Fluss.

In Griechenland heimste Lord Elgin den Hauptteil der Parthenon-Sculpturen ein, die noch heute die grössten Schätze des British Museum an antiker Kunst bilden.

Erst in den 20er Jahren thaten sich auf italienischem Boden Franzosen und Deutsche zusammen, um wissenschaftliche Forschungen an Ort und Stelle

zu betreiben, und aus dieser Vereinigung ging 1829 das Archäologische Institut hervor.

Dies Institut ist nachher Königlich Preussisch und nach 1870 Kaiserlich Deutsch geworden. Es hat die Forschung in ganz Italien stetig verfolgt und mannigfach gefördert. Aber grosse Untersuchungen liessen die Italiener sich selbst nicht nehmen, so dass die Deutschen, sobald solche in Frage kamen, sich das Feld dafür weiter im Osten gesucht haben.

Die erste derartige Unternehmung war zu Anfang der Regierung des für Kunst und Wissenschaft begeisterten Friedrich Wilhelm IV. Lepsius' mehrjährige Expedition nach Aegypten (1842—45), auf der das Nilland bis zum Sudan hinauf durchforscht, eine Fülle von Denkmälern nach Berlin überführt und der Grund gelegt wurde zu unserer heutigen Kenntnis der ägyptischen Geschichte, Kunst und Religion.

Dieser Lorbeer der Aegyptologie liess die klassische Archäologie nicht schlafen.

1852 hielt Ernst Curtius in seiner warmen schwungvollen Weise in Berlin einen Vortrag „Olympia", der ein grossartiges Plaidoyer war für die Wiederaufdeckung dieser durch lange Jahrhunderte berühmtesten und an Kunstschätzen reichsten Stätte des griechischen Kulturlebens.

Curtius hatte als Erzieher des Prinzen Friedrich Wilhelm, des späteren Kaisers Friedrich, die besten Beziehungen zum Hofe, und der Eindruck seiner Rede soll, wie uns Zeugen berichten, auch auf jene Kreise überwältigend gewesen sein. Aber — es geschah nichts. Der König und die Regierung scheuten sich, angesichts des Glimmens im Orient, das bald darauf in der Lohe des Krimkrieges aufschlug, eine Unternehmung in's Werk zu setzen, die so viel ruhiges Zusammenwirken der verschiedensten Kräfte erforderte.

Die politischen Verhältnisse haben dann auch 2 weitere Jahrzehnte jedes Nachaussenstreben der deutschen Wissenschaft zurückgehalten. Und als schliesslich eine deutsche Ausgrabung mit grosser Ueberschrift auf den Plan trat, war der Unternehmer ein Dilettant, ein Kaufmann, ein reich gewordener Indigohändler, dessen Unterfangen der zünftigen Archäologie als ein schlechter Witz erschien.

Heinrich Schliemann hatte 1871 auf der Burg Hissarlik in der Nähe der Dardanellen mit einer grossen Arbeiterschaar den Spaten angesetzt, um, wie er aller Welt verkündete, das homerische Troja wiederzufinden. Schliemann hat dann in der That die ersten zehn Jahre umsonst gegraben, gegraben, ohne den Beweis für Das, was er suchte, zu erbringen. Bewiesen wurde Troja erst, nachdem in Olympia die Forscheraugen für die ältesten griechischen Kulturgeschichten geschult waren. Und daher müssen wir auf Olympia zunächst unsern Blick wenden.

Bald nach der Aufrichtung des neuen Deutschen Reiches war Curtius' alter Traum in Erfüllung gegangen. Das Reich unternahm die Ausgrabung und bestellte Curtius, den Archäologen, und Adler, den Architekten zu ihrer Leitung. In Olympia hat man bekanntlich den ganzen Festplatz mit den Heiligtümern, Schatzhäusern, Verwaltungs- und Wirtschaftsgebäuden, sowie

dem Rennplatz (Stadion) wiedergefunden und mit manchem schönen Bildwerke die Geschichte der griechischen Kunst bereichert. Ist uns doch hier der Hermes des Praxiteles geschenkt worden, das erste eigenhändige Werk eines grossen griechischen Meisters, das mit seiner vollendeten und doch so individuellen Schönheit in tausendfachen Nachbildungen einen Triumphzug durch die Welt gehalten hat ohne Gleichen.

Das Gebäude aber, in dem dieser Praxitelische Hermes gefunden wurde, ist es gewesen, was auf die trojanische Forschung so klärend gewirkt hat.

Es ist das Heraion, der alte Heratempel, das älteste der auf dem Festplatze erhaltenen Heiligtümer.

Sein Grundriss zeigt eine langgestreckte Cella mit einer Säulenhalle ringsum. Auch innerhalb der Cella liefen Säulen um, und zwischen ihnen waren eine Menge von Weihgeschenken aufgestellt, darunter auch der Hermes. Seine Basis, ein einfacher viereckiger Marmorblock, nur oben und unten mit einem schönen Profil belebt, stand noch an ihrer alten Stelle. Die Figur selbst war von der Basis herunter in die Mitte des Tempels gestürzt und lag hier in einer dicken Schicht gelben Lehms begraben. Man dachte erst, dieser Lehm sei von dem dicht neben dem Tempel ansteigenden Kronoshügel herabgeschwemmt. Aber bald stellte sich heraus, dass er von den Wänden der Cella selbst stammte, die aus ungebrannten Lehmziegeln aufgebaut gewesen waren.

Auch in anderen Stücken zeigte sich der Bau sehr merkwürdig. Die Säulen der äusseren Halle waren unter einander ganz verschieden. Die einen waren weit dicker als die anderen, die einen verjüngten sich stark nach oben, die anderen kaum, die einen hatten 16, die anderen 20 Canneluren. Und eben so verschieden waren die zugehörigen Capitelle. Ihr Echinus zeigte bald die breite runde Kuchenform der alten Zeit, bald die straffe aufsteigende Linie des 5. Jahrhunderts.

Wie war dies merkwürdige Verhältnis zu erklären? Dörpfeld löste die Frage durch die schlagende Auslegung einer Bemerkung des Pausanias, unseres antiken Bädekers, der z. Z. der Antonine Olympia besucht hat. Pausanias sagt, das Heraion habe in seinem hinteren Teile (dem Opisthodom) eine Säule aus Holz. Diese hölzerne Säule, fuhr nun Dörpfeld fort, war nur der letzte Rest einer ganzen hölzernen Halle, die allmälig im Verlaufe eines langen Zeitraumes, Säule für Säule, durch eine steinerne ersetzt wurde. Ebenso müssen dann auch die Capitelle und das ganze Gebälk aus Holz gewesen sein, und zwar letzteres noch bis zuletzt, denn von ihm fand sich kein einziges steinernes Stück.

Wir sehen hier also an einem klaren Beispiel, wie der griechische Steinbau sich aus einer alten Holz- und Lehmtechnik entwickelt hat, und erhalten damit die Erklärung für die einfachen und schweren Formen des dorischen Styls.

Als nach solchen Erfahrungen Dörpfeld von Schliemann 1882 als Mitarbeiter für die trojanischen Ausgrabungen gewonnen wurde, sah er alsbald,

dass in einer bestimmten Schicht der Burg, der 2. von unten, regelmässig in jener alten Holz- und Lehmtechnik gebaut worden sei. Viele Meter dick lagen dort die verbrannten oder halbverbrannten Lehmziegelmassen. Schliemann hatte rücksichts- und achtlos durch sie hindurch in die Tiefe gegraben und die Mauern nicht erkannt, weil er ihr Material für rötliche Holzasche hielt.

Dörpfeld stellte nun in dieser Schicht eine 4 Meter starke Burgmauer, die rings den Hügelrand umsäumte, fest und im Innern der Burg 2 grosse Gebäude, die er nach der Ähnlichkeit ihres Grundrisses mit einem griechischen templum in antis damals für Tempel ansprach. Das grösste dieser Gebäude besteht aus einem Hauptraume von 10 : 20 Meter und einer Vorhalle von 10 : 10 Meter. In der Mitte des Hauptraumes erschien ein merkwürdiges gemauertes Rund, wie eine Basis, das man sich nicht erklären konnte. Die Lösung der noch verbleibenden Fragen brachte bald darauf Schliemann's und Dörpfeld's Ausgrabung der Königsburg von Tiryns und die Freilegung des Königspalastes auf der Oberburg in Mykenä durch die Griechen. An beiden Stellen entwickelte sich im Mittelpunkte der ganzen Gebäudegruppe jenes selbe Haus, das man in Troja noch für einen Tempel gehalten hatte, und regelmässig kehrte auch in seinem Hauptraume jenes gemauerte Rund wieder, das man nun voller Freude als den Herd im Männersaale, dem homerischen Megaron, erkannte. In Tiryns wie in Mykenä standen um den Herd herum auch noch die steinernen Basen für die das Dach tragenden Säulen, so dass man eine lebendige Illustration erhielt zu der Stelle der Odyssee, wo Nausikaa dem Odysseus Bescheid sagt, wie er zum Phäakenpalast hinaufgehen solle und wie er ihre Mutter finden werde; „sitzend am glänzenden Feuer des Herdes, an die Säule gelehnt.“

Jetzt konnte kein Zweifel mehr sein, dass Schliemann auch in Hissarlik thatsächlich eine Königsburg gefunden hatte, und zwar diejenige, welche den homerischen Liedern bei dem Kampfe um Troja vorschwebt.

Schliemann hat diese halbmythische griechische Urzeit dann zu seiner Specialität gemacht und nach den verschiedensten Richtungen weiter aufgeklärt. Sie kam der Haupteigenschaft seiner Persönlichkeit, der Phantasie, am meisten entgegen, weil die wichtigste Quelle für sie eine poetische ist und sich somit sehr wenig bestimmt beweisen, aber sehr Vieles anmutig ahnen lässt.

Die verblüffendsten Erfolge hat Schliemann in Mykenä erzielt. Hier hat er die alten Königsgräber der Burg wiedergefunden mit einer solchen Fülle von Gold, in feinster Kunst zu Kannen, Bechern, Schilden, Gesichtsmasken verarbeitet, dass man nirgend auf der Welt soviel dieses edlen Metalls zusammen zu sehen bekommt, wie in dem Schliemann-Saale des Athenischen Museums.

Die Mykenischen Funde haben uns auch gestattet, die ganze Schliemann-Periode einigermassen zu datieren. Es waren nämlich einige ägyptische Sachen darunter, mit Inschriften, regelmässig aus der Zeit der Ramessiden. Die von Schliemann aufgedeckten Schachtgräber gehören darnach in die Zeit

von ungefähr 1300 vor Christus. Die zweite Stadt von Troja aber, in der Holz- und Lehmbau herrscht, ist noch um Jahrhunderte älter, denn erst in der 6. Schicht, also vier Ansiedlungsperioden später, tritt der steinerne Festungs- und Hausbau und treten die Funde, besonders die feinen sog. „mykenischen“ Vasen, auf wie in Tiryns und Mykenä.

Es wird heute von Niemand mehr bezweifelt, dass wir in der Schliemann-Periode die Blüthe jener ersten Königsmacht an den Gestaden des griechischen Meeres vor uns haben, von der die homerischen Lieder singen, nur weit reiner und einheitlicher als sie in den Liedern zu Tage tritt. Denn wenn auch ein Teil von diesen Liedern schon an der königlichen Tafel im Megaron von Tiryns und Mykenä oder Athen und Orchomenos erklungen sein mag, die Hauptmasse der Verse, die wir haben, ist späteren Ursprungs und spiegelt das Bild einer ganz anderen, weit weniger glanz- und prunkvollen Zeit.

Wer also wissen will, wie Agamemnon und Achill und Hektor und Paris, von denen die homerischen Hexameter die Kunde bewahrt haben, in Wirklichkeit gelebt, wie sie gewohnt und sich gekleidet und gerüstet haben und wie sie begraben sind, der muss über die Ilias und Odyssee hinaus sich an Schliemann's Ausgrabungen wenden.

Wer von unsern Grossvätern, ja noch von unsern Vätern hätte gedacht, dass wir einmal so Etwas erreichen würden!

Diese „mykenische Kultur“, wie sie gewönlich genannt wird, hat aber keineswegs blos an den wenigen bisher genanuten und von Schliemann explorirten Stätten geherrscht, sondern sie lässt sich im ganzen Mittelmeere verfolgen, an der Ostküste von Amyklä in Lakedämonien bis Thessalien hinauf, auf den Inseln Kreta, Thera, Rhodos und an der Küste von Aegypten und Kleinasien. Es ist die erste Kulturblüthe der im Inselmeere durch einen lebhaften Seeverkehr verbundenen Stämme, und das Wesentliche an ihr ist auch in diesem Inselmeere entstanden, das sehen wir an dem Seetang, den Polypen und Muscheln, die in dieser Kunst so gern als Verzierung verwendet werden. Ihre Dauer füllt etwa die Zeit von 1500—1000 v. Chr. Aber woher sie gekommen und wohin sie gegangen, d. h. welche Anregungen ihre Entstehung bewirkt — ob ägyptische oder syrische oder kleinasiatische, bezw. assyrisch-babylonische — und nach welchen Gegenden besonders ihre Reste sich geflüchtet haben, können wir noch nicht klar erkennen. In Griechenland folgt auf die mykenische Kunst der trockene geometrische sog. Dipylon-Styl, den man wohl heute mit Recht auffasst als die alte Bauernkunst, die schon vor der mykenischen, der höfischen und Herren-Kunst da war, unter und neben ihr sich fortgesetzt hat und nach ihrem Ende wieder herrschend auftritt. Wir hätten damit eine Parallele zu der Erscheinung der Rococokunst in Deutschland im vorigen Jahrhundert. Auch sie ist nicht in's Volk gedrungen, sondern hat sich auf die Höfe und die Städte beschränkt, und neben ihr ist auf dem Lande die alte Renaissance ruhig ihren Weg weitergegangen.

Eine zweite Blüthe bricht dann für die griechische Kultur und Kunst erst an, als wieder ein frischer Seewind Leben und Bewegung bringt. Und

diesmal entsteht daraus die grosse classische Kunst, die das 5. und 4. Jahrhundert vor Christus erfüllt. Auch für sie verdanken wir unsere ganze Anschauung dem abgelaufenen Jahrhundert. Von Lord Elgin an, der die Parthenon-Sculpturen nach London brachte, ist in Athen und an vielen anderen Plätzen geforscht und gegraben worden. Aber weggeschleppt wurde fürderhin wenig mehr. In der griechischen Verfassung steht das Gebot, dass Alles, was im Lande gefunden wird, auch im Lande bleiben soll. In Folge dessen bietet das Athenische Centralmuseum heute mit seiner Sammlung von griechischen Originalwerken, Rundbildern sowohl wie der unabsehbaren Reihe von herrlichen Grabreliefs eine Darstellung der Geschichte der griechischen Kunst wie sie nirgendwo anders so hätte erreicht werden können. In einem Nebengebäude sind alle Inschriften-Funde untergebracht, die Urkunden für die politische und die wirtschaftliche Geschichte. Auch Alles, was die deutschen Ausgrabungen in Olympia zu Tage gefördert haben, ist an Ort und Stelle geblieben. Ein hübsches von Adler gebautes Museum in Olympia beherbergt die grossen Giebelgruppen des Zeustempels, sowie alle weiteren Funde der grossen und der kleinen Kunst und auch den Hermes des Praxiteles. Die Griechen verwalten diese Museen, das muss man zu ihrem Lobe sagen, auf's Beste. Sie sind in der archäologischen Forschung und Conservierung ebenso tapfer und umsichtig wie sie im Heer- und Kriegswesen — es nicht sind.

Dabei finden sie allerdings für diese friedlichen Bestrebungen die kräftige Unterstützung fast aller gebildeten Nationen. Fast eine jede von ihnen hat jetzt ein Institut für archäologische Forschung in Athen. Das älteste ist das französische, das 1868 gegründet wurde; dann kam 1876 das deutsche, nachher ein englisches, ein amerikanisches, ein schwedisches, ein österreichisches.

Das deutsche spielt unter ihnen heute eine gewisse internationale Rolle, indem zu seinen Vorträgen die andern, auch die Franzosen, regelmässig zu kommen pflegen. Wir verdanken das wesentlich der glänzenden Persönlichkeit Wilhelm Dörpfeld's, der seit 12 Jahren der erste Leiter unsers athenischen Instituts ist. Alles, was Dörpfeld anfasst, führt er mit wunderbarer Sicherheit auf neue Bahnen und zu grossen Zielen. Bei einem Gespräch mit diesem Manne hat man immer das Gefühl, sich unter griechischem Himmel zu befinden, so durchsichtig klar und so voll Schönheit und Wärme ist Alles. Dörpfeld ist geborener Westfale und von Hause aus Architekt, für seine hochangesehene Stellung in der Wissenschaft noch ein junger Mann, just 45 Jahre alt. Von seiner Bethätigung in Athen will ich Ihnen nur zwei Beispiele vorführen.

Zu Ende der achtziger Jahre nahmen die Griechen, natürlich unter ständiger Zuziehung Dörpfeld's, eine Untersuchung der ganzen Oberfläche der athenischen Akropolis vor, indem sie überall, wo nicht Gebäude im Wege standen, bis auf den gewachsenen Felsen hinuntergruben. Dabei ergab sich, dass der Parthenon nur mit seiner nördlichen Langseite auf dem alten Burgplateau steht, mit der südlichen aber auf dem schon stark abfallenden Hange.

Dörpfeld erkannte, dass man beim Bau des Tempels die Burgfläche nach Süden hin um ein gutes Stück künstlich erbreitert hatte, und fand auf der andern Seite, zwischen Parthenon und Erechtheion, in der Mitte der alten Burgfläche, die Fundamentreste des alten Athenatempels, des Vorgängers des Parthenon, den die Perser 480 zerstört hatten. Die Erbreiterung der Fläche nach Süden war in der Weise bewerkstelligt, dass man am südlichen Felsabhange eine grosse Mauer hochgezogen und dann den Zwickel zwischen dieser Mauer und dem alten Plateaurande mit Schutt vollgefüllt hatte. Als dieser Schutt durchgraben wurde, stellte sich heraus, dass er bestand aus den Trümmern der sämtlichen Bild- und Bauwerke, die der Perserwut nach der Einnahme Athens i. J. 480 zum Opfer gefallen waren. Für den alten von Pisistratus erbauten Athenatempel fanden sich da alle wichtigeren Bauglieder wieder, so dass Dörpfeld das Bild dieses Tempels sofort reconstruieren konnte. Ja es fanden sich auch viele Stücke der Giebelfiguren dieses Tempels, einer Gigantomachie, und an sie schloss sich eine ganze Reihe altertümlicher Sculpturen, zumeist Frauengestalten, die aus den Bruchstücken oft vollständig wieder zusammengesetzt werden konnten. Das Überraschendste an ihnen ist die wunderschön erhaltene Bemalung, die mit einem Schlage die vielumstrittene Frage, wie weit die Griechen in der Sculptur die Farbe verwendet haben, gelöst hat. Der Marmor ist in der Antike behandelt wie in der mittelalterlichen Plastik das Elfenbein. Bei diesen vornehmen, warmtonigen Materialien hat man eigentlich nie ganze Flächen mit Farbe überzogen. Bei den athenischen Figuren sind am Kopfe die Augen, und zwar Stern, Wimpern und Brauen, gemalt, sodann die Lippen und das Haar; die Gewänder sind gewöhnlich nur mit einem breiten Saume verziert worden.

Durch diese Akropolisgrabungen der 80er Jahre ist uns ein sehr wichtiges Stück griechischer Kunstgeschichte wiedergewonnen und gerade die interessante Periode der kunstsinnigen Pisistratiden, die Vorbereitungsstufe zu der klassischen Vollendung des Phidias.

Die zweite Errungenschaft, die ich erwähnen wollte, ist eine specielle That Dörpfeld's. Sie greift ein in die Vorstellungen, die uns schon als Schüler beschäftigt haben: in welcher Weise wir uns die Dramen eines Aeschylos, Sophokles, Euripides aufgeführt denken sollen. Die bisherige Vorstellung, die man sich nach den erhaltenen römischen Theatern gebildet hatte, war die, dass die Schauspieler auf einer hohen Bühne, der Chor davor in einem Halbrund auf ebener Erde agiert hätten.

Das erste altgriechische Theater aber, das in den 80er Jahren in Epidauros ausgegraben wurde, hatte gar keine Bühne, sondern eine kreisrunde Orchestra und unmittelbar hinter ihr das Hintergrundsgebäude (Proskenion und Skene) mit den bekannten drei Thüren. Die Anschauung, die Dörpfeld daraus sofort gewann, hat sich ihm nachher bei einer Reihe von weiteren Theatern, die Griechen, Deutsche, Engländer, Amerikaner ausgegraben haben, bestätigt und erweitert. Ihr wesentlichster Punkt ist der: es hat in der Zeit der grossen Tragödie und Komödie noch keine Bühne gegeben; wo ein griechisches Theater eine solche zeigt, erwiesen die Ausgra-

bungen jedesmal, dass sie in die alte kreisrunde Orchestra später hineingebaut ist und dass jene sich darunter noch vorfindet. Im 5. und 4. Jahrhundert sind also Schauspieler und Chor zusammen auf derselben Fläche, der Orchestra, aufgetreten, und nur so erklären sich die vielfachen Berührungen, die in den alten Stücken zwischen den Beiden stattfinden, so wenn in Sophokles' Oedipus auf Kolonos (826) der Chor die Wegführung der Antigone verhindern und Kreon authalten will, oder wenn im „Rhesos" (684) der Chor den Odysseus verfolgt und erreicht, oder wenn in den „Schutzflehenden" des Aeschylos der ägyptische Herold die Danaiden vom Altare wegzureissen sucht. All' dergleichen wäre nicht möglich, wenn der Chor jedesmal erst eine Bühnentreppe hinauf- oder der Schauspieler sie hinuntersteigen sollte.

Meine Damen und Herren, mit unsern bisherigen Betrachtungen haben wir verfolgt, wie insbesondere die deutsche Forschung des 19. Jahrhunderts das griechische Altertum aufgeklärt hat und von seinen ersten Anfängen bis zu der klassischen Zeit seiner grössten Bildhauer, Architekten und Dichter. Auf diese klassische Blüte ist aber noch eine romantische Nachblüte gefolgt. Auf dem weiten Gebiete, das durch Alexanders des Grossen fabelhaften Zug bis nach Indien dem Griechentume hinzugewonnen war, erstanden mehrere Königreiche, und an ihren Höfen entwickelte sich in Leben und Kunst eine merkwürdige Mischung des alten griechischen Könnens und Wissens mit dem überschäumenden Empfinden einer noch frischen, urwüchsigen Volkskraft. Nur in einzelnen unzusammenhängenden Stücken konnten wir dies Gebahren der hellenistischen Kunst vorher erkennen; ein volles Bild davon haben uns erst die Ausgrabungen zu Pergamon entrollt. In ihnen haben wir wieder eine officielle deutsche Unternehmung vor uns, die der ersten von Olympia würdig zur Seite tritt. Wie Olympia vom Deutschen Reiche, so ist Pergamon vom Königreich Preussen ausgegraben worden, protegiert wieder in erster Linie von seinem Kronprinzen Friedrich Wilhelm, aber unterstützt auch durch persönliches Eingreifen des alten Kaisers und, da die Wissenschaft in den gigantischen Platten des Altarfrieses hier einmal greifbare Resultate in die Heimat brachte, auch mit wohlwollenden Augen betrachtet von dem grossen Realpolitiker.

In Pergamon ist von 1878 bis 1886 mit geringen Unterbrechungen gegraben worden. Die romanhaften Anfänge der Sache, wie der Ingenieur Carl Humann, wiederum ein geborener Westfale, der aus Gesundheitsrücksichten in den Orient gegangen war, bei Gelegenheit eines Chausseebaues sein Hauptquartier in Pergamon aufgeschlagen hatte und dabei ein paar der grossen Reliefplatten auf der Burg entdeckte, wie er die Platten nach Berlin schenkte, ohne dass sie aber dort irgend welche Beachtung fanden, wie dann Alexander Conze als neuer Museumsdirektor nach Berlin berufen, ihre Bedeutung erkannte, und wie nun Humann, mit einer Versuchsgrabung beauftragt, binnen kurzer Zeit einen grossen Teil des Frieses und den riesigen Altar selbst wieder auffand — das Alles darf ich als bekannt voraussetzen.

Auch darf ich wohl annehmen, dass, wenn Sie von mir, dem es vergönnt war, bei den grossen Ausgrabungen in Pergamon mitzuwirken und

nachher wiederholt, zuletzt noch vor einem Jahre, zu kleineren Untersuchungen dorthin zurückzukehren, Etwas über Pergamon hören wollen, dass Sie dann nicht eine akademische Bewerthung Dessen, was nach Berlin gebracht ist, erwarten, sondern vielmehr eine lebendige Schilderung Dessen, was in Pergamon selbst heute zu sehen ist.

Um diesem vorausgesetzten Wunsche zu genügen, schlage ich vor, dass wir in Gedanken zusammen eine Fahrt nach Pergamon machen. Als Vorbereitung dazu ist nur ein kurzer Überblick über die Geschichte von Pergamon erforderlich.

Nach Alexanders des Grossen Tode entwickelten sich aus seinem Reiche drei grosse Königreiche: Makedonien unter Lysimachos, Syrien unter Seleukos und Aegypten unter Ptolemaios. Die Grenze zwischen Makedonien und Syrien ging quer durch Kleinasien, so dass das in der nördlichen Hälfte gelegene Pergamon zu Makedonien gehörte. Diesem Pergamon, das vorher in der Geschichte kaum erwähnt wird, fiel damals eine besondere Rolle zu. Lysimachos wählte die Burg, als eine der stärksten Festen seines Landes, zum Aufbewahrungsort seines Kriegsschatzes, der 9000 Talente, etwa 45 Millionen Mark, betrug, und bestellte zum Schatzhüter seinen General Philetairos. Kurz vor Lysimachos' Tode machte sich Philetairos selbständig, und als er selber starb, hinterliess er die Herrschaft Pergamon seinem Neffen Eumenes I.

Natürlich hatten die jungen Herrscher von Pergamon oft grosse Schwierigkeit, sich zwischen den beiden mächtigen Königreichen Makedonien und Syrien zu behaupten. Aber auch Eumenes I. gelang dies Kunststück, und sein Nachfolger Attalos I., der von 241—197 regierte, hatte solche Erfolge, dass er sich sogar die Königskrone auf's Haupt setzen durfte. Seine Ruhmesthat ist die Besiegung der Galater, die sein Reich und das ganze Griechentum mit dem Untergange bedrohten. Zur Verherrlichung dieses Sieges liess Attalos ein grosses Schlachtendenkmal in Rundfiguren auf seiner Burg errichten und stiftete eine Copie davon nach Athen, zugleich mit 2 Gegenstücken zu seiner Gallierschlacht: nämlich der Schlacht bei Marathon und der der Griechen gegen die Amazonen. Schon vor den pergamenischen Ausgrabungen hatte man erkannt, dass in den bekannten Figuren des sog. sterbenden Fechters, des borghesischen Fechters, der Galliergruppe Ludovisi, und den vielen kleinen Figuren von Galliern, Griechen und Amazonen, die in den Museen von Rom, Neapel, Venedig zerstreut sind, uns Nachbildungen jener attalischen Schöpfungen vorliegen.

Auf Attalos I. folgte sein Sohn Eumenes II., 197—159, den Strabo als den grossen Erweiterer und Verschönerer Pergamons, als den Hauptbauherrn auf der Burg preist. Unter seiner Regierung spielt sich der Kampf zwischen den Römern und Antiochos III. von Syrien ab, in welchem die Pergamener mit den Rhodiern auf Seite der Römer stehen. Dem Antiochos wurde nach der Schlacht bei Magnesia a. S. (190 v. Chr.) sein ganzer kleinasiatischer Besitz abgenommen. Da aber die Römer damals noch nicht wagten, sich in Kleinasien festzusetzen, weil ihnen dort Karthago, Griechenland und Make-

donien feindlich im Rücken gestanden hätten, verteilten sie den grossen Erwerb unter ihre Bundesgenossen Pergamon und Rhodos, sodass Pergamon nunmehr die Beherrscherin von ganz Kleinasien bis zum Taurus wurde.

Eumenes' II. Nachfolger war sein Bruder Attalos II. (159—138), und dessen Nachfolger sein Sohn Attalos III. (138—133). Als dieser letzte Attalos starb (133), vermachte er sein Reich den Römern. Und das war ein sehr kluger Zug, denn seit die Römer 146 v. Chr. die Widersacher, welche ihren Weg durch das Mittelmeer bedrohten, mit einem Schlage beseitigt hatten, war es nur eine Frage der Zeit, wann sie von Kleinasien Besitz ergreifen würden. Dadurch aber, dass sich Pergamon ihnen freiwillig anbot, ist es später immer besonders begünstigt worden und als Hauptstadt der römischen Provinz Asia — longe clarissimum Asiae Pergamum sagt Plinius — noch auf lange hinaus ein gesegnetes Dasein geführt.

Um Pergamon zu erreichen, geht man gewöhnlich von Smyrna aus. Man fährt von da mit einem kleinen Lokaldampfer 8 Stunden bis Dikeli, der heutigen pergamenischen Hafenstadt, und dann 4 Stunden zu Wagen die breite und fruchtbare Kaikosebene, in der Korn und Wein, Baumwolle und Tabak üppig gedeihen, hinauf nach Pergamon. Erst kurz vor der Ankunft taucht links über einem Bergsattel zum ersten Male die hochragende alte Königsburg auf. Dann kommen wir in die moderne Stadt, die 20 000 Einwohner, halb Griechen, halb Türken zählend, die weite Ebene um den Fuss des Burgberges erfüllt. Wir rasseln durch die holprigen Gassen des Türkenviertels und halten am Selinusflusse, der lang durch den Ort fliesst und Türken und Griechen streng scheidet. Drüben im Griechenviertel kann man nicht mehr fahren, weil die Gassen zu eng und zu steil sind.

Wir begeben uns also zu Fusse in's Quartier — es giebt heute sogar ein leidliches „Hôtel" in Pergamon — und verschieben den grossen Gang auf die Burg auf den andern Morgen.

Da wird so früh wie möglich aufgebrochen, denn sobald die Sonne hochkommt, ist der lange Weg den Berg hinauf sehr beschwerlich. Ein Blick auf den Plan zeigt uns, dass der Burgberg, zwischen zwei parallel aus dem nördlichen Hochgebirge kommenden Flüssen, dem Selinus und Ketios, eingeschlossen, sich mit seiner nördlichen Spitze 333 Meter hoch erhebt und von da nach Süden in immer breiter werdenden Terrassen zur Stadt und Ebene hin abfällt. Wir gehen durch das Griechenviertel und kommen an dem guten alten Hause vorbei, das so lange Jahre der Sitz der deutschen Expedition gewesen ist. Es ist eins vom alten Styl. An die Strasse stösst nur eine fensterlose Hauswand und die Hofmauer; die Front des Hauses, mit einem grossen Holzaltan versehen, öffnet sich nach dem Hofe zu. So war man völlig ungeniert, und auf dem Altane spielte sich eigentlich unser ganzes häusliches Leben ab. Er bietet einen wundervollen Blick über die Stadt und weit die Kaikosebene hinunter. Hier wurde jeder neue Ankömmling begrüsst und photographiert, hier wieder Scheidende weggesungen und -getrunken, hier erwartete man jeden Sonntag-Morgen mit dem Fernglas in der Hand seine Post, die nur ein Mal in der Woche kam. Das Haus wird auch heute

noch von Fremden besucht, denn deutsche Künstlerhand hat es geweiht. Als die beiden Maler Kips und Koch, welche das Pergamon-Panorama hergestellt haben, ihre Studien dazu in Pergamon machten, haben sie in müssigen Abendstunden uns alle Wände bemalt. Da steht an der einen Wand mit allerhand Randzeichnungen der Spruch:

Des Morgens früh ein feiner Fund
Und fröhlich Thun in treuem Bund,
Bei gutem Wein zur Abendstund'
Ein lieber Gast in uns'rer Rund,
Dazu ein Brief mit froher Kund:
Das hält hier Leib und Seel' gesund.

Und über der Thür des sog. „Salons" ist der deutsche Reichsadler gemalt in pergamenischer Verkleidung: auf dem Kopfe trägt er den Tropenhelm, in den Klauen Zirkel und Messband, und seine mittelste Schwanzfeder ist ein Loth.

Wir steigen weiter in den steilen und von Wasser rieselnden Gassen und kommen sehr bald durch den untersten Befestigungsring der griechischen Stadt, die Stadtmauer des Eumenes. Sie ist zwischen den modernen Häusern und Gärten noch vielfach erhalten und überall kenntlich an ihrer imposanten Konstruktion aus grossen, oft über $1^1/_2$ Meter langen Trachytquadern. Erst im vorigen Jahre haben wir auf einem freien Platze mitten zwischen modernen Häusern ihr Hauptthor freigelegt. Es hatte einen grossen Hof mit Arkaden, und deutlich war zu erkennen, wie sich darin eine Anzahl hölzerner Verkaufsbuden angesiedelt hatte, genau wie heute in den grossen Thoren der alten Stadtmauern von Konstantinopel.

Am unteren Teile des Burgberges findet man die dichten Spuren alter privater Bebauung und zwischendurch einige grössere öffentliche Gebäude, so ein Gymnasium, einen Demetertempel, die beide zum Teil freigelegt sind. Erst auf halber Höhe des Berges durchschreiten wir den nächstälteren griechischen Ring, den wir die Attalische Mauer (nach Attalos I., Eumenes' Vater) nennen. Sie ist schwächer als die eumenische und aus kleineren Steinen hergestellt, wie zum Zeichen, dass zu ihrer Zeit noch nicht so aus dem Vollen gewirtschaftet wurde, wie zur Zeit des Eumenes, der durch die Besiegung des Antiochus Herr von Kleinasien geworden war.

Hinter dieser Attalischen Mauer kommen wir zunächst noch wieder über weite unausgegrabene Flächen, auf denen aber fortwährend Spuren der alten Besiedelung aus dem Boden ragen. Auf dem alten griechischen Plattenwege steigen wir langsam empor; er ist so schön erhalten, dass er von jedem aus den Strassen des heutigen Bergama Kommenden als eine Wohlthat empfunden wird. Nun erreichen wir den Markt. In der Mitte steht ein Altar aus Trachytblöcken aufgebaut, nach alter Sitte der des Zeus, bei dem die officiellen Eide geschworen wurden. Dieser Altar steht schon im Vorhofe des Palastes der homerischen Könige, und die Agora der freien Städte, der Versammlungsort der Männer, hat sich aus jenem Palastvorhofe entwickelt.

An mehreren Seiten öffnen sich Magazine, gegen Osten schliessen grössere Gebäude an, leider noch unausgegraben; unter ihnen ist wohl in erster Linie das Rathaus (Bouleuterion) zu suchen.

Hier vom Markte aus hat man aber zugleich den ersten grossen Blick auf die weiteren Teile der Burg, die völlig freigelegt sich in Stufen über einander vor unserem Auge aufbauen. Links geht in gleicher Höhe mit dem Markte eine über 200 Meter lange Terrasse ab, offenbar das alte griechische Stadion, an deren Seite wir das griechische Theater hoch den Berg hinaufziehen sehen und die ganz hinten in reizender Weise abgeschlossen ist durch einen schönen viersäuligen jonischen Tempel. Unmittelbar vor uns, nur wenige Meter über dem Markte, erheben sich die Reste eines Dionysostempels mit Traubenornamenten und Satyrköpfen als Wasserspeier. Etwas höher auf einer breiteren Terrasse folgt dann der grosse Altar, von dem die Gigantomachie stammt. Ein kolossaler Fundamentblock aus grünlich gelbem Trachyt ist der ganze Rest seiner alten Herrlichkeit. Wenig unterhalb von hier sehen wir noch die Spur der grossen byzantinischen Mauer, die die Hauptmasse der Altarplatten enthielt und bei der der erste Schlag für die grossen Ausgrabungen gethan wurde. „Am Montag, den 9. September 1878," schreibt Humann, „stieg ich mit 14 Arbeitern hinauf, nahm eine Hacke und sprach: „Im Namen des Protektors der Königlichen Museen, des glücklichsten allgeliebten Mannes, des nie besiegten Kriegers, des Erben des schönsten Thrones der Welt, im Namen unseres Kronprinzen möge dies Werk zu Glück und Segen gedeihen! — Meine Arbeiter haben geglaubt, ich spräche eine Zauberformel, und sie hatten nicht ganz Unrecht." Wieder eine tüchtige Stufe höher und das Höchste, was wir von unserem Standpunkte aus sehen können, steht die oberste und älteste Burgmauer mit wohlerhaltenem Thore und gleich hinter ihr das Fundament des ältesten Tempels der Burg, des der Athena. Zu ihm und den imposanten Anlagen um ihn herum steigen wir nun sofort hinauf.

Der Athenatempel ist noch nicht aus Marmor, sondern ganz aus dem Trachyt des Burgfelsens gebaut. Er entstammt dem 4. Jahrhundert v. Chr. Ihn umgaben aber auf drei Seiten herrliche Säulenhallen, die nach der Bauinschrift Eumenes später hinzugefügt hatte. Auf diesem Tempelplatze und in seinen Hallen war das pergamenische Archiv aufgestellt und zugleich von den Königen ein Sculpturenmuseum angelegt. Eine grosse Zahl officieller Urkunden mit kleiner sorgfältiger Schrift in grosse Marmorstelen eingehauen, haben wir hier gefunden: einen Vertrag Eumenes' I. mit seinen Söldnern; Verträge der Könige mit auswärtigen Fürsten und Städten, Rechtsverleihungen an die Gemeinde, an die Priesterschaft, an Private usw. Daneben fanden sich zahlreiche Basen von Statuen und ganzen Gruppen, und die daraufstehenden Künstlernamen wie Onatas, Hegias zeigten, dass wir es nicht mit pergamenischen Künstlern der attalischen Zeit, sondern mit weit älteren berühmten Meistern zu thun hatten, deren Werke offenbar ihres Kunstwertes halber von den Attaliden erworben und auf dem Hauptplatze der Stadt aufgestellt waren.

Von diesem Athenatempel aus hat man den grossartigsten Blick die ganze Kaikosebene hinunter über Teuthrania, die alte Mutterstadt, hinweg auf den Meerbusen von Elaia, der alten pergamenischen Hafenstadt. Ueber dem glänzenden Meeresspiegel steigen drei, vier Bergschichten hinter einander auf: es sind die Halbinseln, die sich vom Festlande aus vorschieben, erst der Boz-Dagh von Kyme, dann die Phokäischen Höhen, dann der mächtige Smyrnäische Block Kara Burun, der die berühmten Rosinen und Feigen liefert, und schliesslich ganz fein am Himmel über Alles wegragend die kühne Zackenlinie der Insel Chios. Morgens, wenn man mit der Sonne dorthin blickt, erscheint Alles so klar und so nahe, als wenn es ein bequemer Spaziergang wäre, und doch braucht man allein bis an's Meer 8 Stunden zu Fusse.

Wir stehen noch immer beim Athenatempel. Hinter der nördlichen Säulenhalle auf ansteigendem Terrain baut sich in einer Reihe von grossen Räumen die Bibliothek auf. In dem Hauptsaale ist an den Wänden entlang ein besonderes Steinfundament im Fussboden angebracht; es trug die grossen Büchergestelle, zu deren Befestigung die in den Wänden noch sichtbaren Klammerlöcher gedient haben. In der Mitte der anstossenden drei in einander gehenden Säle steht die Basis für die schöne Marmorfigur der Pallas Athena, als der Beschützerin der Künste und Wissenschaften, die hier gefunden ist. Die Figur ist mit nach Berlin gekommen und bildet nach den Altarreliefs wohl den wichtigsten Sculpturenfund von Pergamon. In ihrer schönen strengen Gestalt mit dem gottlob prächtig erhaltenen Kopfe ist noch deutlich die Nachwirkung von Phidias' athenischer Parthenos zu spüren.

Die pergamenische Bibliothek war mit der von Alexandria die berühmteste des Altertums. Eine Reihe von namhaften Gelehrten und Dichtern haben hier gewirkt, und das dauerhafteste Schreibmaterial des Altertums ist eine pergamenische Erfindung und führt danach noch heute seinen Namen: das Pergament.

Die Bibliothek liegt so, dass man von ihren Sälen aus das Obergeschoss der Athenahallen betrat. Mit dem Buche, das man sich eben entliehen, konnte man also an diesem schönsten Punkte der alten Stadt wandeln und Augen und Gedanken weit über Länder und Meere schweifen lassen. Und nach der andern Seite hin steht die Bibliothek zugleich in Verbindung mit den Königspalästen, die sich von hier aus über den ganzen übrigen Teil der Hochburg ausbreiten. Sie liegen abermals eine Bergstufe höher als das Athenaheiligtum und haben somit nicht bloss die Aussicht nach Westen und Süden, sondern zugleich nach Osten und Norden in das wilde felsige Bergland bis hinauf zu dem über 1100 Meter hohen, mir besonders befreundeten Madaras-Dagh. Von ihm aus ist 10 Stunden weit das Wasser nach Pergamon geführt worden, wie ich einmal durch Felsen und Schluchten bis zur Quelle hinauf verfolgt habe. Der Madaras bildet schon die Wasserscheide zwischen dem pergamenischen Stammlande und der Ebene von Adramyttion, die dicht

am troischen Ida liegt. Schon zeitig im Herbste pflegt er ein weisses Schneekleid anzuziehen, das ihm wundervoll steht.

Von den Palästen ist leider überall nur das Fundament erhalten aber ein paar sehr schöne Mosaikfussböden haben sich darin gefunden und sind glücklich nach Berlin gekommen. Dazu bietet auch der Grundriss an sich des Interessanten genug; man erkennt die älteren Bauten mit kleinen Zimmern, aber schon mit schönen Wandmalereien und feinsten Mosaiken ausgestattet. Ueber ihren Grundmauern ist nachher das Terrain erhöht und weiträumige Bauten aus Marmor sind entstanden, in denen nun auch zum ersten Male das die spätere römische Zeit beherrschende Prinzip auftritt der grossen quadratischen Halle, um die die übrigen Räume sich gruppirten.

In dem nordwestlichen Teile der Hochburgterrasse hat man in römischer Zeit das Terrain künstlich durch kolossale Gewölbe erbreitert und einen grossen Trajanstempel daraufgesetzt, der aber inmitten der fein gestimmten griechischen Baukunst wenig anmutet. Auf dem Gipfel der Hochburg dagegen, noch einige Meter höher als die Paläste liegen, ist das Fundament eines griechischen Tempels erhalten, und in dieser Gegend werden überhaupt die ältesten Heiligtümer der Burg gelegen haben. Man steht hier auf schwindelnder Höhe und hat einen Umblick ohne Gleichen. Ein altgriechisches Gedicht besingt, wie Zeus auf der Burg von Pergamon geboren sei und die Kabiren dazu gejubelt hätten. Auf diesem herrlichen Felsen begreift man, dass solche Sage sich an ihn knüpfen konnte, und begreift ferner, wie hier der heidnische Kult sich fest erhielt, als unten längst christlicher Weihrauch aufstieg und christliche Hymnen erschollen. Daher das zornige Wort in der Offenbarung Johannis von dem „Stuhl des Satans“ in Pergamon.

Ein solcher Gang über die Burg ist das Wichtigste, was man bei einem Besuche Pergamons vorzunehmen hat. Wenn man von ihm zurückkommt, weiss man, warum Lysimachos diese Feste sich als Schatzhüterin erkor und warum nachher die Attaliden als eines der beneidenswertesten Königsgeschlechter galten. Die Hochburg allein, die von der ältesten Ringmauer umschlossen ist, ist so gross wie die Akropolis von Athen; die attalische Mauer umschliesst das Sechsfache davon, die eumenische aber mehr als das Zwanzigfache.

Den weiteren Aufenthalt in Pergamon benutzt man zunächst, um sich in der Unterstadt umzusehen, im Griechen- und Türkenviertel die zahlreichen Reste der römischen Zeit aufzusuchen: das Stadion, ein Theater und ein Amphitheater und eine riesige malerische Backsteinruine. Im SW kann man die Spuren eines Bogenganges verfolgen, einer Wandelhalle, die $^1/_4$ Stunde weit zum Asklepiosheiligtum mit seinen Heilquellen und Bädern hinausführte. Dergleichen giebt es viel im Pergamenischen Lande. Das ganze Gebiet zwischen Pergamon und dem Meere ist vulkanisch, und die Dämpfe einer heissen Quelle aufsteigen zu sehen, ist dort ein sehr gewohnter Anblick. Desshalb ist der Kult des Heilgottes Asklepios auch immer einer

der vornehmsten in Pergamon gewesen und prägt sich in den Münzbildern deutlich aus.

Einen dritten Tag widmen wir einem Gange oder Ritte in das Gebiet nördlich der Burg, wo die Höhe zwischen Selinus und Ketios sich erst zu einem schmalen und niedrigen Grat zusammenzieht, um dann sich wieder zu verbreitern und langsam gegen das Hochgebirge aufzusteigen. Hier können wir besonders über die Wasserversorgung der alten Burg und Stadt uns interessante Aufschlüsse verschaffen. Im Ketiosthale treffen wir einen grossen gemauerten Kanal, von Mannshöhe, der das Wasser aus dem oberen Kaikosgebiete von dem 10 Stunden entfernten Soma herbringt. Höher, auf dem Grat zwischen Ketios und Selinus, stehen noch in langer Reihe die Bogen eines frührömischen Aquäduktes, der das Wasser aus dem nördlichen Hochgebirge vom Madaras her noch 190 Meter hoch an den Burgberg brachte. Eine noch frühere und die interessanteste Anlage von allen, ja ein technisches Unikum im ganzen Altertume ist aber eine grosse Druckleitung, welche über den 175 Meter hohen Sattel hinter der Burg das Wasser auf das 333 Meter hohe oberste Burgplateau hinaufdrückte.

Das Wasser ist dasselbe, das nachher von den römischen Aquädukten wieder benutzt ist, die Madarasquelle. In 3 neben einander liegenden Thonrohren wird es den 60 Kilometer langen Weg in langsamem Gefälle hergeleitet bis zu der letzten die Burg überragenden Höhe, dem Hagios Georgios-Berge. Hier ist 368 Meter hoch ein Klärbassin angelegt, in das das Wasser von der einen Seite durch die 3 Thonrohre eingeführt wird, während es auf der andern nunmehr in die Druckleitung eintritt. Die Spur der letzteren zeigen grosse hochkant gestellte Steinplatten, die etwa 1,20 von einander stehen und in ihrem untern Teile ein rundes Loch von 30 Centimeter Durchmesser haben. In diesem Loch steckte das Leitungsrohr, das offenbar aus Metall (Blei und Bronce) gewesen ist; von ihm ist aber nirgends eine Spur mehr gefunden. Die Lochsteine sind fast alle nach oben gewaltsam aufgeschlagen als Zeichen dafür, dass man in einer späteren metallarmen Zeit das grosse Rohr systematisch herausgebrochen hat. Die Leitung mündet auf der Burgspitze in eine wundervoll gebaute riesige runde Cisterne. Die Bauart dieser Cisterne ebenso wie des Klärbassins auf dem Hagios Georgios-Berge machen es sicher, dass die Druckleitung noch in der pergamenischen Königszeit angelegt ist, eine erstaunliche Thatsache, da man bisher glaubte, dass selbst die Römer von Druckleitungen nur eine sehr geringe Kenntnis gehabt hätten.

Aber die pergamenische Forschung ist uns gerade die grosse Lehrmeisterin geworden für die Erkenntnis, dass so Vieles, was wir vorher als den Römern eigentümlich und erst von ihnen erfunden betrachteten, schon in der hellenistischen Zeit an einem Königshofe wie dem attalischen geübt worden ist. Und da das pergamenische Reich die erste grosse Erwerbung der Römer im Orient war, so ist gerade hier die Uebertragung der hellenistischen Kultur, der gehobenen Haltung in Leben und Kunst, auf das bis dahin noch so strenge und nüchterne Volk des Cato vor sich gegangen.

Bezeichnend für die ganz verschiedene Stufe, auf der das Leben in Pergamon und in Rom stand, ist, dass man die Verfeinerungen, die einer der ersten römischen Statthalter von Pergamon, Lukullus, in seine Heimat einführte, als einen unerhörten Luxus empfand, so dass der damals geprägte Ausdruck der „lukullischen“ Genüsse sich bis heute erhalten hatte.

Die Kunst der hellenistischen Zeit, die in der Gigantomachie von Pergamon jetzt ihren Mittelpunkt gefunden hat, nimmt mit ihrer ungezügelten Kraft und ihrem Pathos zu den voraufgegangenen klassisch-griechischen Werken etwa die Stellung ein, wie Wagner zu Mozart und Beethoven. Für die Folgezeit, für die Schöpfungen der Römer ist sie aber wegweisend geworden. Und ebenso ist es in der Technik gegangen. Die grosse griechische Wasserleitung von Pergamon ist auch von den Römern nicht übertroffen worden. Der Gewölbe- und Brückenbau mit konischem Steinschnitt, der noch vor Kurzem als eine Erfindung der Römer betrachtet wurde, steht in Pergamon schon vollendet da. Die einzige Brücke im heutigen Pergamon, die man ohne Besorgnis für sein Leben betreten kann, die Tabak Köpru über den Selinus, ist antik und zwar, wie sich uns noch vor einem Jahre ergeben hat, nicht römisch, sondern griechisch. In schönster Steinfügung spannt sie sich mit zwei hohen eleganten Bogen über den Fluss.

Wie diese Brücke in das moderne Leben hineinragt und die Trägerin einer ständig fluthenden Bewegung ist, so hat gar manche Anschauung und Sitte der heutigen Pergamener ihren antiken Untergrund. Im Bauen und Wohnen hat man noch durchaus das alte Bild. Die grossen Ochsenkarren mit ihren zwei riesigen Scheibenrädern sind dieselben wie im Altertum. Ihre Oliven schlagen die Leute noch ebenso mit langen Stöcken von den Bäumen, wie auf einem bekannten attischen Vasenbilde. Besonders deutlich hat sich der antike Zug im Religiösen erhalten. Im Selinusthale fällt am Wege ein antiker Stein in die Augen, dem ein moderner Kult gewidmet wird. Es ist ein Felsen am Ufer mit einer grossen viereckigen Einarbeitung, in der einmal eine Herme oder ein Altar gestanden hat. An den Büschen, die ihn umgeben, hängen ständig eine Menge bunter Binden und Bändchen, so dass das Laub ganz darunter verschwindet. Die Berührung des Steines gilt für heilkräftig, und zur Verstärkung des Gebetes opfern die Hülfesuchenden jene Bändchen, die wir bei uns nirgends kennen, die aber dieselben sind, die im Altertum um Grabstellen gewickelt und an Altären aufgehängt wurden. In derselben Weise hat sich das antike Bestreben, durch Talisman den bösen Blick zu bannen, erhalten. Blaue Glasperlen gelten dafür als besonders erfolgreich; sie werden den Kindern um den Hals, den Kühen in das Stirnhaar, den Pferden in den Schwanz geknüpft.

Der Tod wird ebenfalls noch in durchaus antiker Weise aufgefasst. Die Totenklage erschallt mit furchtbarem Gekreisch als etwas dem Verstorbenen Gebührendes. Wie bei uns Kränze in das Trauerhaus geschickt werden, schickt man hier kleine Esswaaren, Back- und Zuckerwerk als Weg-

zehrung für den Toten auf seine lange Reise. Dem Sarge wird eine grosse Schüssel solcher Speise vorangetragen, und auf dem Grabe erneuern die Angehörigen die Gabe in der ersten Zeit regelmässig und nachher in bestimmten Zwischenräumen am 10., am 40. und am 100. Tage nach dem Tode. Die Sitte ist derartig allgemein und verbindlich für die Nachbarn, dass wir als Alteinheimische noch voriges Jahr uns nicht gescheut haben, einem im Nebenhause gestorbenen Kindchen auch Zuckerwerk zu schicken.

Damals führte mich mein Weg eine Zeit lang jeden Morgen bei Sonnenaufgang am griechischen Kirchhofe vorbei, und jedes Mal begegnete mir dort ein kleines Mädchen mit einem Oelfläschchen in der Hand, das seinem toten Bruder eine Libation auf das Grab geträufelt hatte.

Solche Bilder, meine Damen und Herren, beleben dort die Antike vielleicht eben so sehr wie die Ausgrabungen selbst; und wenn ich Ihnen mit dem Allem hoffentlich ein bischen Lust gemacht habe, bei guter Gelegenheit einmal nach Pergamon zu fahren, so wird die Gelegenheit nicht lange auf sich warten lassen. Schon vom kommenden Herbste an will Alexander Conze dort die Ausgrabungen in grösserem Umfange wieder aufnehmen, um zunächst das grosse Hallenthor des eumenischen Ringes weiter aufzuklären und dann hoffentlich in die private Besiedelung auf den weiten noch unausgegrabenen Flächen des unteren Burgberges vorzudringen.

Ausser Pergamon giebt es aber heute in Kleinasien auch allerhand Anderes zu sehen. In Magnesia am Mäander hat Humann († 1896) noch mehrere Jahre gegraben, in Priene ist das von ihm Begonnene einige weitere Jahre fortgesetzt worden, in Ephesos sind die Oesterreicher am Werke, und jetzt eben hat das deutsche Reich in Milet den Spaten angesetzt zu Untersuchungen, die in grossem Style geplant sind und hoffentlich auch gleichartige Ergebnisse liefern werden.

Bisher steht aber Pergamon in Grösse und Vielseitigkeit der Ruinen immer noch obenan. Wie es im Altertum die Königin von Kleinasien war, so ist auch heute dort die Königin unserer Ausgrabungsfelder.

Mit Pergamon haben wir die Endstation der grossen Unternehmungen erreicht, die im 19. Jahrhundert auf klassischem Boden das weite Gebiet vom Beginn der menschlichen Kultur bis zur Römerzeit erforscht haben. Im 20. Jahrhundert scheint ein wichtiges Novum hinzutreten zu wollen. Die officielle Archäologie ist im Begriff, eine überraschende Wendung zu vollziehen, indem sie sich auch der Altertumsforschung auf deutschem Boden zuwenden will. Die Limesgrabung ist die Veranlassung dazu geworden. Wenn sie aber nur für ein bestimmtes Gebiet und für bestimmte Zeit geplant war, so will jetzt das Kaiserliche Archäologische Institut die Altertumsforschung in Deutschland als eine dauernde Einrichtung mit bestimmten Jahresmitteln ausgestattet übernehmen. Schon sind die ersten Schritte geschehen. In Jhrer unmittelbaren Nachbarschaft, bei Haltern an der Lippe, ist eine Römerstation nebst Castell von solcher Ausdehnung und solcher Reichhaltigkeit der Funde festgestellt worden, dass man von der Fortführung der Untersuchungen sehr viel erwarten darf. Die Altertums-Kommission für

Westfalen hatte dort zu arbeiten angefangen und bereits festen Boden gewonnen, als das Institut mit eintrat und durch seine finanzielle wie wissenschaftliche Unterstützung eine intensivere Fortführung ermöglichte. So denkt das Institut auch ferner zu verfahren, dass es im Wesentlichen die lokalen Verbände in ihren Unternehmungen fördert.

Das ist ein vielversprechendes Beginnen, und der ganze Zug unserer Zeit sagt uns, dass es lebenskräftig werden und den Beifall der weitesten Kreise unseres Volkes finden wird. Es war ja sehr schön, dass wir so lange Jahrzehnte hinausgezogen sind und ägyptische, griechische, römische Geschichte und Kunst erforscht haben; aber die Wissenschaft würde unserer eigenen Zeit, würde dem nationalen Aufschwung unseres Volksgeistes nicht Rechnung getragen haben, wenn sie das Jahrhundert hätte zu Ende gehen lassen ohne diese Einkehr in das Deutschtum. Hoffentlich erleben wir es nun noch, dass die Ausgrabung einer Germanenfeste wie der alten Teutoburg oder einer Sachsenburg unseres Wittekind oder eines Castells Karls des Grossen nicht geringer angeschlagen wird als die eines beliebigen Römerlagers!

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: Jahresbericht des Westfälischen Provinzial-Vereins für Wissenschaft und Kunst

Jahr/Year: 1899-00

Band/Volume: 28_1899-1900

Autor(en)/Author(s): Schuchhardt Carl

Artikel/Article: Pergamon mit einem Rückblick auf die deutsche Altertumsforschung im 19. Jahrhundert. XXX-XXXXVII